

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 16 (1912-1913)
Heft: 10

Artikel: Aus Deutschlands Norden
Autor: Roner, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665370>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus Deutschlands Norden.

1. Bremen.

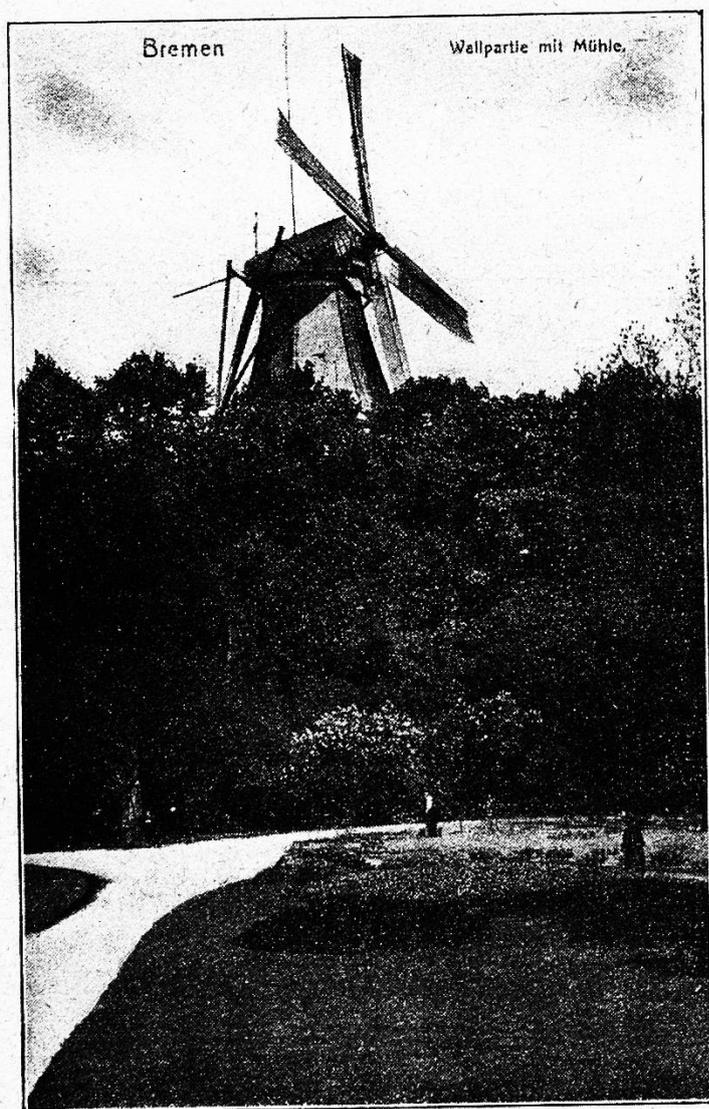
Reisebilder von Anna Roner.

Wer als Kind einmal seine kleine Eisenbahn über einen großen Tisch hat laufen lassen, bis die Lokomotive samt Blechwagen über die Kante hinunter schnurrte, der kann sich ungefähr mein Empfinden vorstellen, als ich im Nachtzug der Nordküste zujagte. Hinter uns lag der violettweiße Schein der Kugellampen im Bahnhof Hannover und vor und um uns schwärzeste Nacht. Flach wie eine Tischplatte dehnte sich rings das moor- durchzogene Land, von keinem freundlichen Lichtschimmer aus menschlicher Wohnstätte erhellt. Und vor uns lag die „Waterkant“, die Tischkante, der unsere Lokomotive schnaubend entgegen hastete. Bremen, die alte Hansestadt, ruht ja noch sicher auf festem Lande und wird nur durch die schiffbare Weser mit dem Meere verbunden; aber der im Bergland Geborene verliert mit dem Umriß des letzten, fernen Hügelzugs den Boden unter den Füßen. So jagten wir denn durch die schwarze Nacht und über die end-

lose, in den Himmel zerrin- nende Fläche dahin mit ei- nem Gefühl, als ob sich demnächst die Erde unter uns in Wasser auflösen und uns schließlich die Nordsee verschlingen sollte.

Mit den bei Verden in unser Dunkel aufzuckenden Bahnhoflichtern tauchten aus der Finsternis weit zu- rückliegender Schulerinne- rung die Köpfe der aufstän- dischen Sachsen empor, von denen an einem einzigen Tage Karl der Große ein gutes Viertausend hat ab- schlachten lassen. Vor dem Fenster flockte der Rauch der Lokomotive und ballte sich zu einem Geisterzug, den Opfern einer bald tausend Jahre alten, seltsamen Kul- turtat...

Ich weiß nicht, ob der Schaffner, der uns in Han- nover übernommen hatte, ein ferner Abkömmling der freiheitslustigen Blond- und Dickköpfe sein kann; jeden- falls war er der erste Ver- treter jener weißblonden



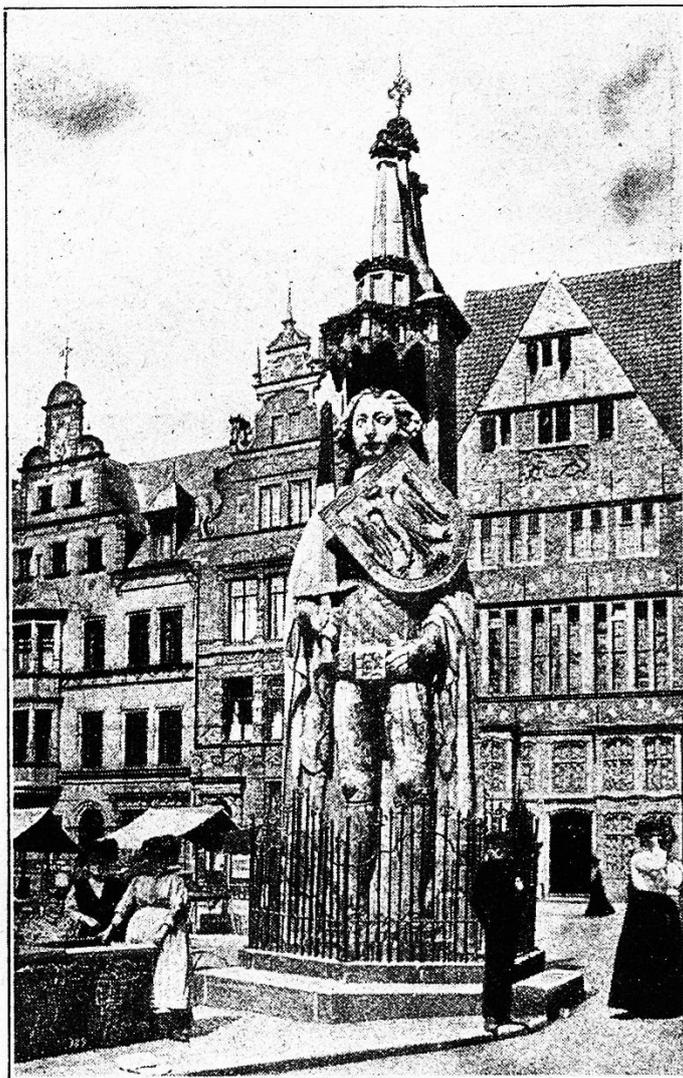
Bremen. Wallpartie mit Mühle.

Männerngesichter, denen man in Bremen und Umgebung überall begegnet und die sich für unsere Augen alle untereinander ähnlich sehen, so sehr eignet ihnen allen der derbe Backenknochen, die eingesunkene Wange und das zugespitzte Kinn. Der Norden ist übrigens nicht so ausgesprochen blond, wie wir uns gerne einbilden; überall trifft man auf Schwarzköpfe, die aber ihrerseits auch wieder alle ein und derselben Familie zu entstammen scheinen.

Gewinnende Geschmeidigkeit der Umgangsformen, die freilich nicht so gemüthlich ist wie die der Hamburger, ist allen Stufen der Bremer Bevölkerung gemeinsam eigen und unser Schaffner gab die erste Probe davon. Wer von Jugend auf an das mitunter etwas herrisch klingende: „Billet g'fälligst!“ gewöhnt ist, horcht auf und fühlt sich gerührt, wenn ein Mann in der Dienstmütze im Tone freundlichster Überredung sagt: „Dürfte ich nu doch mal um die Fahrkarten bitten?“

Endlich Signallichter, Güterschuppen, Häuserreihen, Stöße bei häufigem Schienenwechsel, fester Boden, Helligkeit: Bremen! Wir sind doch nicht über die Tischkante gerutscht; aber wie es möglich ist, hinter so viel Finsternis und Leere noch kulturmenschlich zu wohnen, das will uns fürs Erste noch nicht recht in den Sinn.

Dienstmänner, wie anderswo auch, Tramwagen, aufdringliche elektrische Lichtreklamen. Aber dann noch etwas anderes: „Bureau für Auswanderer, Billets für Passagiere erster und zweiter Klasse“. Das ist der Norddeutsche Lloyd, der mitten in der Nacht in schwarzweißen Buchstaben zu uns redet. Und in der Seitengasse, in welche unsere Zimmerfenster hinaussehen, entdecken wir die bescheideneren Fronten jener „Hotels“, in welchen Auswanderer wohnen, neben einer „Wiener“ Konditorei. Schwermütiger slavischer oder polnischer Volksgesang tönt zuweilen von dort herüber, und klingt wie Heimweh nach der alten Heimat, eh' noch die neue, ersehnte erreicht ist. Das fällt ebenso wehmütig in die Seele, wie der Anblick jenes langenzugs von Auswanderern, der eines Tages unseren Weg



Bremen. Roland.

kreuzte. Die Frauen trugen bunte Kopftücher und hatten alle Kleider-
röcke, die sie besaßen, übereinander angezogen. Kinder von allen Größen
klammerten sich an die Rockfalten, und einem Weibe hing im Tragtuch an
der Brust ein kümmerliches Zwillingsspärchen. Es war ihr ganzes Gepäck.

Ein sehr junges Mädchen, dessen weißes Gesicht nach vieler Nacht-
arbeit aussah, trug in vorsichtig-ängstlichen Händen einen neuen Strohhut
mit bleichsüchtigen Rosa-Schleifen. Ihre einzige Kostbarkeit. Doch die
Auswanderergasse hat auch ihren Humor. Einmal lockte uns nach Mitter-
nacht ein Zanken, Fallen und eiliges Laufen ans Fenster. Da lag eine
schwarze Gestalt längelang zu Boden gestreckt. Ein paar Stufen höher
stand ein Kellnerwesen und fuchtelte aufgeregt mit der Serviette. „Nee“,
knurrte der Liegende gemächlich, „nee, nur nich anfassen, min Jung!“ und
wollte sich aufrappeln. Bedrohlich flatterte die Serviette: „Man nur nich
hier reinkommen!“ — „Oh,“ brummte der Liegende und krabbelte beharr-
lich gegen die Stufen, „oh, man ja nich anfassen, min Jung, man ja nich“.
„Nee, nee, nee, man nich hier reinkommen!“ Die Serviette wirbelte. Bald
klapperte die Gasse von eiligen Absätzen und wimmelte von Fräcken und
Servietten. „Nur nich anfassen, min Jung“ hielt es für geraten, in schöner



Bremen. Bacchusfaß im Ratskeller.

Bogenlinie zu verschwinden. Doch es dauerte noch ein ganzes Weilchen,
eh' all' die herbeigeeilten FrackschöÙe zur Ruhe kamen. Zank und Streit
müssen in dieser Gegend immerhin ziemlich selten sein. Als eben der letzte
Absatz um die Hausecke herum verschwunden war, kam ein Schuhmann
langsam und stattlich das Sträßlein herauf gezogen und hielt sinnend vor
der nunmehr geschlossenen Haustür still. Ganz so wie überall, dachte der
Mond, der über den Spitzgiebeln heraufkroch und lachte dem Mann mit
der Fichelhaube spöttisch unter die Nase.

Kommt man vom Bahnhof her über den alten Stadtgraben, die wun-
derhübschen Wall-Anlagen schneidend, in die SögestraÙe, so grüÙt uns un-

versehens aus einer Seitengasse das alte Bremen. Schief, wie beim Nicken stecken geblieben, guckt da die lange, grüne Zipfelhaube des Liebfrauenkirchturms durch die Dächer, und ein paar Schritte weiter haben wir das stattliche Rathhaus, den Marktplatz mit den hellläugigen Häuserfronten, die vor Jahrhunderten schon eben so blank und wohlhabig unter ihren spitzgetürmten Dachhauben hervorlugten. Da starrt auch das uralte Zeichen der Stadtfreiheit, der steinerne Roland, aus großen verwunderten Augen auf die elektrische Straßenbahn herunter. Leer ist der Blick des fünf Meter hohen Riesen, an dessen ungefügen Füßen ein halbes Jahrtausend vorüber wimmelte. Er ist stumm und taub geworden für die laute, grelle Gegenwart und nur in stillen Mitternächten traumredet er mit den Geistern, die aus dem Rathauskeller heraufsteigen. Wer käme nach Bremen und grüßte nicht auch diese goldenen Geister vom Rheine, die unter der Erde ihr mehr oder weniger gefährliches Wesen treiben, und zu denen Helgoländer Austern und Salzwedler Baumkuchen am allerbesten schmecken! Wer gedächte nicht, wenn er den frechen kleinen Bacchus auf seinem Riesenfasse reiten sieht, des Schwabendichters Wilhelm Hauff und seiner Phantasien im Bremer Rathauskeller? Und wer hätte sich darauf hin wohl in später Nacht beim Herrn Roland vorüber gestohlen, ohne zu wähen, der alte Recke schnaufe deutlich und klirre leise mit dem Riesenschwert?

Fremd schaut uns das alte Bremen an und doch vertraut, wie ein Märchengesicht aus ferner Kinderzeit, denn in der Geschichtsstunde haben wir wohl alle einmal von der alten Hanza-Herrslichkeit, von der Blütezeit der Nordseestädte geträumt. Hohe, spitze Giebel aber, Dielen mit fabelhaften Schiffsmodellen, Ratsherrngesichter über weißen Halskrausen hat uns Theodor Storm gezeigt. Wie Geisterschiffe, wie Seelen von Abgeschiedenen schweben die stattlichen, vielruderigen Segler an der braungedunkelten Holzdecke des Rathausaales. Ungetümen, Drachen ähnlich hängen diese alten „fliegenden Holländer“ über unsern Häuptern, die ohne Dampf, ohne Eisenplatten die Meere durchkreuzt haben . . .

Einsam und öde in seiner gebräunten Dunkelheit, erscheint der weite Ratsaal, zu dem eine wunderbar gewundene Holztreppe hinaufführt. Ein Mumien Gesicht trägt er zur Schau, aus dem das Leben vor Jahrhunderten schon entflo. Das Leben der Gegenwart pulsiert auf der Börse.

Daß wir im Reich der „Bremer Stadtmusikanten“ sind, lehrt fast jeder Blick in irgend ein Schaufenster. Auf allen möglichen Gegenständen krabbeln Esel, Hund, Kacke und Hahn über einander und bilden selbst für schmiedeiserne Kerzenträger modernsten Stils das grundlegende Motiv. Noch eins ist mir aufgefallen. Ungefähr jeder zweite Laden ist ein Delikatessengeschäft. Ja, ja, man ißt gut und reichlich im deutschen Norden und ein kleiner Abglanz von den nahrhaften und wohl schmeckenden Tafelstunden ruht auf den Gesichtern einer jeden größeren Menschenansammlung. Das Theaterpublikum setzt sich fast ganz aus solch' rundlichen, diesseitsfreudigen Menschen zusammen und man fragt sich ganz unwillkürlich, in welchem Verhältnis diese gesättigte Zufriedenheit und die Unmenge der in der Pause vertilgten Delikatessbröckchen zu dem Goethe-Faustischen Ringen steht, das auf der Bühne vorüber zieht. Im Stadttheater, das fast nur, neben der Oper, das „klassische“ Stück pflegt, weil in der Moderne so viele „an-töfzige“ Sachen vorkommen, welche sehr junge und Stiftsdamen nicht

vertragen können, erblickt man überhaupt kaum einen Herrn. Diese und alte Damen mit blühend roten Gesichtern und weißen Haaren, füllen das Operntheater und Reinhardts „Schöne Helena“. Während das Stadttheater von den jugendlichsten Blusen wimmelt, blickt die ausgelassene Operette auf eine wahre Trauerversammlung von gekleideten schwarzen Kleidern.

Die Stiftsdamen, das ist auch so ein eigenes Wort, was uns von Novellen her im Ohr schwirrt. Mein Weg führte mich oft an der Kumbertikirche vorüber, einem roten, grün umrankten Backsteinbau. Da liegt das Kumbertistift und die Hausecke trägt als Straßennamen die Bezeichnung: Auf Kumbertikirchhof. Wenn man über das schöne Asphaltpflaster schreitet, muß man unwillkürlich immer an Hauffs geistenden Kellermeister Balthasar denken, der seinen Spuktag fast verschläft, weil er, „seitdem sie



Bremen. Marktplatz mit Rathaus, Dom, Börse.

den Kirchhof gepfastert haben“, ziemlich schlecht hört. Wunderlich wirkt auch das stille Stift selber, denn jedes Gelaß des einstöckigen Gebäudes hat seinen eigenen Ausgang in den Vorgarten, der neben der Straße herläuft, und jeder Ausgang trägt seine eigene Hausnummer. Manchmal sah man auf jeder Türstufe einen eigensinnigen kleinen Milchtopf wartend stehen, und in all' den kleinen Zügen verriet sich so viel von menschlicher Schwäche, von Unverträglichkeit, Hader und Zanksucht, daß es sich nicht recht zu den silberhaarigen Scheiteln hinter den peinlich weißen Vorhängen reimen will. Und dies alles „Auf Kumbertikirchhof“, einen Schritt breit vom Grabe....

Schön sind die Wallanlagen, die im Halbkreis die Stadt am rechten Ufer der Weser umziehen. Noch ist der alte Stadtgraben mit Wasser gefüllt und dieses

tränkt wohl die Wurzeln der stattlichen Bäume, während der Rasen zwischen den Stämmen nur spärliche Halmchen zeigt; überall drängt sich der Sand hervor und verrät die Unfruchtbarkeit des Bodens. Auf den höchsten Stellen des Walles ragen zwei Windmühlen auf. Die eine ist freilich tot und trägt ihre mächtigen Flügel nur noch als Schmuck. Ein Restaurant

ist in das alte Mühlenhaus eingebaut. Aber von der Heerdentorbrücke aus sieht man, über den frühlinggrünen Baumriesen und dem blanken Wasserspiegel des Stadtgrabens, die vier Flügel der andern Mühle lustig im Winde kreisen. Dies stille Drehen der gewaltigen Arme zog uns eines Tags zur Mühle hin, die hinter üppig blühenden Shazinthenbeeten im Gebüsch der Wallanlagen steckt. Das Müllerstöchterlein, ein Mädchen von der gewinnendsten Herzlichkeit, zeigte uns das ganze Mühlwerk bis zum obersten Boden. Bei gutem Wind kann in zwei Gängen gemahlen werden, im Sommer aber steht die Mühle oft fünf Wochen hintereinander still. Die Mühlenflügel bestehen jetzt aus Klappen, wie unsere Fensterläden; je nach dem man sie auf oder zuzieht, läßt der Flügel sich vom Wind packen und dreht sich oder steht still. In früheren Zeiten waren die meterhoch in die Luft drohenden Flügel mit Segeltuch umwickelt und der Müller mußte in sie hinaufklettern und das Tuch ablösen, wenn er die Mühle stellen wollte. Im Winter, wenn die Plachen gefroren waren, ein häßliches Handwerk. Neu ist auch, daß der oberste, drehbare Teil der Mühle sich durch einen besonders angebrachten kleinen Windflügel von selbst nach der Windrichtung einstellt. Aus den Dachlücken blickt man über die Bäume hin in die weite, weite Haide, die bei hellem Wetter wohl in fernster Bläue das Meer ahnen läßt. . . . Hier sitzt wohl das blonde Mühlenkind über seinen Büchern, denn es bereitet sich zum Lehrerinneneexamen vor, und träumt von der Schönheit seines Vaterlandes. „Denn“, meinte das Mädchen, „so schön, wie der Blick über das schrankenlose grüne Weite kann kein Berg sein, kein Gletscher und kein Alpental!“ Und die Mühle stampft; rätselhafte Balken und Gewichte drehen sich über dem blonden Köpfchen; zollhoch häuft sich der Mehlstaub und Katzen schleichen auf leisen Sohlen zwischen den Kornsäcken. Da draußen aber liegt das geheimnisvolle Meer.

Uns lockt der Gipfel, die Höhe, das Hinauf. . . , jene ruft die unendliche Breite und das Hinüber . . .

Umgehend in unserem Sinne hat Bremen nicht. Spazierengehen, Spazierenreiten kann man nur im Bürgerpark, der außerhalb der Stadt liegt und mit unendlicher Mühe dem sandigen Boden abgerungen wurde. Hier ist das tägliche Stelldichein der müßigen Welt, und es scheint, als seien in Bremen sehr viele Menschen müßig und unbeschäftigt, vor allem die jungen Damen! Von unansehnlichem Äußeren, doch höchst fesselnd ist ein anderes Gebilde von Menschenhand, das Bremen zur höchsten Zierde gereicht, nämlich das Städtische Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde. Neben den sorgsam aufgebauten reichen Sammlungen enthält es lebensgroß und naturgetreu nachgebildete Gruppen von Völkertypen in ihren eigentümlichen Wohnstätten und bei ihren üblichen Beschäftigungen. Ein echtes chinesisches Wohnhaus mit seinem fabelhaften Märchenhausrat, japanische Tempel, indische Kunstwerke, afrikanische, australische Eingeborene vor ihren Hütten: Die ganze Welt strömt vor unsern verwunder-ten Augen zusammen, ganze Industrien entwickeln sich in allen ihren Teilen. Hier hat sich der Jahrhunderte alte Trieb in die blaue Ferne sein Denkmal errichtet. Dem Inland, dem abliegenden, kehrt Bremen den Rücken. Sein Blick ist gegen die Küste gerichtet. Sein echtes Wahrzeichen ist nicht der mittelalterliche breitgedrückte Städte-Roland mit den toten

Glozugen, sondern die fantastischen, fliegenden Schiffskörper an der Ratsaaldecke und der ragende Turm des mächtigen Hauses, das der Norddeutsche Flohd sich gebaut hat!

Summer.

Chunt der Summer schtill i ds Ländli,
Schtrycht dür ds guldig, schwäre Chorn.
D'Rösli schtarbe duß am Wald na
Und am Schtruch isch Dorn a Dorn.

Zmitts im Läbe mues mängs Blüemli
Ungsinnt schnäll sys Läbe la.
's git derfür de o mängs Hälmlü,
's mag der Säge fäsch nid bhä.

Walter Morf, Bern.

Wie lernen die Tiere?

Von Ambrosius Erbstein, Weidlingau bei Wien.

Die Harvard-Universität in Cambridge (Massachusetts) und die weniger reich bedachte Hopkins-Universität in Baltimore besitzen seit einigen Jahren mit allen Mitteln der Neuzeit ausgestattete Laboratorien für die versuchsliche und vergleichende Tierpsychologie und haben seither der Wissenschaft von den geistigen Fähigkeiten der Tiere ein umfangreiches Material von Tatsachen und einwandfreien Beobachtungen geliefert. Da es hier nicht möglich ist, alle diese Versuche zu beschreiben, müssen wir uns auf die wichtigsten beschränken. Da ist zunächst die Frage: Geschieht die Erziehung der Tiere unter der Einwirkung des Nachahmungstriebes oder ist sie bloß der Macht des Instinkts zuzuschreiben? Die Antwort sollte auf dem Wege des Experiments gefunden werden, und diese Aufgabe stellten sich die beiden vorhin genannten Universitäten.

Man nahm bisher unbestritten an, daß den Katzen von der Natur die Aufgabe zugewiesen sei, die Mäuse zu jagen und zu töten. Dr. Berrh, Professor des psychologischen Laboratoriums der Harvard-Universität, hat kürzlich diese natürliche Funktion der Katze untersucht und die Ungenauigkeit jener Theorie bewiesen. Bei den zu diesem Zwecke angestellten Versuchen handelte es sich vor allem darum, junge Katzen zu bekommen, die noch nie Mäuse gesehen hatten. Greifen solche Katzen die Mäuse instinktiv und sogleich an, oder warten sie, bis man ihnen zeigt, sie zu packen und zu töten? Nach der bisher vorherrschenden Meinung werden die Mäuse sofort gejagt, doch diese Anschauung ist nicht richtig, denn die Katzen müssen erst zur Mäusejagd erzogen werden. So lautet das Ergebnis der Versuche Berrhs. Er wählte eine hochtrachtige Katze, die drei Junge in aller Abgeschlossenheit warf, und begann seine Versuche erst, als die drei Jungen fünf Monate alt waren, mithin genug Kraft hatten, auch eine ausgewachsene Maus zu töten. Während dieser fünf Monate wurden die Jungen von der Außenwelt streng abgeschlossen, damit als sicher gelten konnte, daß sie vor den Versuchen keine Maus gesehen und noch weniger eine gejagt hatten. Der Kürze halber bezeichnen wir in der Folge die alte Katze mit dem Buchstaben A, die drei Jungen mit B, C und D.

Als D in den Käfig, in dem eine große Maus gefangen war, einge-